

Felix mit den Farben

Von Teja Schwaner

FELIX

Felix war halb sechs.

Er hatte immer erst im Winter Geburtstag und jetzt war Sommer. Wenn der Sommer vorbei war und auch der Herbst, kam der Winter und dann wurde er sechs.

Jetzt war er also fünf plus Frühling und Sommer.

Bis zu seiner Geburtstagsjahreszeit Winter musste leider auch noch der Herbst vergehen, wie immer. Sagte jedenfalls seine Mutter Marianne.

Zusammen mit Mutter Marianne, die er Mari nannte, weil das Anne, das auf Mari folgte, ihren Namen zu lang machte, wie er fand, lebte Felix in der kleinen Großstadt Flensburg. Im Parterre des Hauses Nummer 33 in der Margarethenstraße. Felix bewohnte ein großes Zimmer, Mari zwei kleine. Zusammen gehörten ihnen noch eine

Küche mit viel Platz zum Kochen und zum Essen, sowie ein Badezimmer und ein winziger Balkon, zum Hof hinaus.

Es war Freitagabend. Das wusste Felix. Denn Herr Adam hatte mittags geschlafen. Herr Adam war sein brummbäriger alter Freund, der um den Kopf herum meistens blau schimmerte. Früher war er Lehrer gewesen. Am Gymnasium. Und da hatte er nicht nur Latein und Griechisch unterrichtet, sondern auch noch Biologie und Religion.

Jetzt war es Abend und nach acht. Auch das wusste Felix, denn seine Mutter hatte es ihm gerade gesagt und war dann aus seinem Zimmer gegangen. Heute hatte sie ihm nichts vorgelesen, sondern ihn von seinen Farben erzählen lassen. Felix konnte nämlich Farben sehen. Auf seine ganz eigene Weise. Bei anderen Menschen. Um ihren Kopf herum, manchmal an den Armen und am Bauch. Ebenfalls an den Füßen und hinten am Hintern — verschiedene Farben bei verschiedenen Menschen. Manchmal auch bei Tieren. Und bei Pflanzen, wie zum Beispiel beim saftig grünen Benjaminbaum, den er aus irgendeinem Grund Grüne Minna nannte und bei dem

manchmal ein schöner Türkisrand leuchtete. Von diesen Farbenerscheinungen hatte er seiner Mutter am frühen Abend wieder erzählt. Und dass sie selbst ganz besonders schön rosa aussah um den Kopf herum und dazu noch mit einem schicken Orange als Schimmer.

Immer wenn Felix seiner Mutter von den Farben erzählte, hörte sie aufmerksam, aber auch verblüfft zu. Manchmal kniff sie die Brauen über ihren wunderschönen und hell schimmernden grüngraublaugoldenen Augen zusammen und sah so aus, als ob sie ihn etwas fragen wollte. Heute hatte sie geduldig zugehört, ihm dann einen Kuss gegeben und gute Nacht gesagt.

Heute wollte Mari mit Wenke, ihrer Busenfreundin, ins Kino gehen, um einen stummen Liebesfilm mit Klaviermusik im Thalia-Kino zu sehen. So um die zwei Stunden würde es dauern, und ob sie dann noch auf einen Absacker in die „Mathilde“ gehen durften? Ja, durften sie. Busenfreundin hatte Mari ihre Nachbarin von der anderen Straßenseite genannt. Busenfreundin deswegen, hatte sie gesagt, weil sie Wenke am liebsten vor lauter Liebe immerzu an ihre Brust gedrückt hätte.

Mari hatte Herrn Adam Bescheid gesagt, dass Felix allein sein würde, weil sie mit ihrer Freundin ins Kino wollte. Aber das war kein Problem, denn Felix war erstens schon halb sechs und außerdem brauchte er ja nur dreimal lang, dreimal kurz, dreimal lang an die Wand hinter seinem Kopf zu klopfen: tooock, tooock, tooock - tock, tock, tock - tooock, tooock, tooock. Das war englische Funkersprache und bedeutete S - O - S. Und S - O – S bedeutete: Hilfe, ich bin so einsam und alleine, es muss unbedingt einer kommen und ein Stück Knäckebrötchen oder vielleicht sogar Naschwerk bringen. Dann war Herr Adam, der SOS-Mann zur Stelle, denn er konnte außer Latein und Altgriechisch auch die Funkersprache verstehen. Als Freund und Felix-Sitter kam augenblicklich rüber, wenn er nicht noch mal kurz telefonieren oder auf seinem Computer soziale Medien machen musste. Hatte er jedenfalls gesagt. Er wohnte ja auch im Parterre und besaß seinen eigenen Extra-Schlüssel für die Dieckmann-Wohnung. Dieckmann, so hießen Felix und Marianne mit Familiennamen.

Im Moment brauchte Herr Adam aber nicht zu kommen. Vielleicht später. Wenn der kleine Zeiger von der Uhr auf der Stelle war, wo zwei Zahlen nebeneinander

standen. Die Eins und die Null. Mindestens bis dahin hatte Felix viel zu tun. Er wollte sich noch mal an die schönen Farben von all seinen Freunden erinnern. Und auch an die von seiner Feindin Xenia mit X, die immer so gefleckt war. Wie der Leopard aus dem Zoo-Buch, das man mit in die Badewanne nehmen und unter Wasser angucken konnte. Felix blickte hinauf zu dem Stück Zirkuszelt, das wie ein Baldachin über seinem Bett gespannt war. Es war natürlich kein echtes Stück Zirkuszelt, sondern nur ein nagelneues weißes Bettlacken, das Mari und er gelb gefärbt hatten. Nicht signalgelb. Eher gold. Gelb mit rot. Wie die Sonne, als sie am letzten Sonntag am Strand von Holnis hinter Dänemark untergegangen war. Als er so lange hatte aufbleiben dürfen, und als er mit dem kleinen Sohn von Joachim, dem Besitzer des Strandcafes, vier Currywürste gegessen hatte und Mari sich ekelte und sich am liebsten übergeben hätte. Mari aß lieber Müsli. Sie war nämlich so vegan. Das hieß, die aß nur Pflanzen.

Felix knipste die Energiesparlampe aus, die das Zeltdach beleuchtete. Er machte die Augen zu und stellte sich Farben vor. Alle Farben, die er kannte. Es waren so

viele, dass seine Namen dafür nicht ausreichten. Nach der Farbendusche schaltete Felix die Deckenbeleuchtung ein und bestaunte wieder einmal den großen Regenbogen, den er an einem Wintersonntag zusammen mit Mari über die ganze Wand gegenüber seinem Bett gemalt hatte. Von morgens gleich nach dem Spiegeleierfrühstück bis abends hatten sie dafür gebraucht. Mari konnte deswegen nicht mal ihre Lieblingssendung sehen, die um acht Uhr anfang und in der sie immer nur so viele schlimme Nachrichten zeigten und Politik.

Als Eirini am nächsten Tag gekommen war, hatte sie gefragt, wie lange Felix und Mari an dem Regenbogen gemalt hatten. Felix hatte gesagt: „Fast länger als den ganzen Sonntag.“

„Mein Bruder Takis kann das viel schneller mit seinen Spraydosen“, hatte Eirini gesagt. „Damit kann er sogar einen ganzen Eisenbahnzug anmalen.“ Aber Mari fand das gar nicht gut, sondern hatte gesagt, dass diese Spraydosen giftig sind. Wenn man den Farbennebel in die Nase bekommt, muss man ins Krankenhaus.

Mindestens schon dreimal hatte Felix einen echten Regenbogen gesehen. In Dänemark. Bei Tante Babette, die so toll mit den Zähnen klappern konnte und auf dem Land hinter Kiel wohnte. Und unten in der Stadt am Hafen. Damals mit allen Kindergartenkindern zusammen. Einmal hatte Felix sogar zwei Regenbögen übereinander gesehen. Das war in Spanien, auf dieser schwarzen Insel mit den weißen Häusern und dem Berg, aus dem Feuer gekommen war. Da hatte die Sonne geschienen, und plötzlich war eine schwarze Wolke am blauen Himmel erschienen, und es hatte geregnet.

Regen braucht man für jeden Regenbogen. Und weil es so heftig geregnet hatte, kam sogar ein doppelter Regenbogen. Wie ein Regenbogen gemacht wird, das wusste nicht mal Mari genau. Sie hatte gesagt: „Die Sonne malt mit den Regentropfen sieben große Pinselstriche an den Himmel, so wie du mit einem Pinsel und Wasser und Tuschfarben einen Regenbogen auf dein Zeichenpapier malen kannst.“ Aber hatte die Sonne etwa Hände?

Farben, wie sie ein Regenbogen hat, konnte Felix auch bei den Menschen sehen. Nicht immer so klar und schön und so leuchtend, sondern manchmal auch düster, dass man

sofort Angst bekam. Und natürlich auch gemischt. So dreckig wie das Wasser im Tuschglas, wenn man zehn Bilder fertig gemalt hat. Die Hauptnamen für die Farben konnte sich Felix leicht merken, weil Mari sie ihm auf eine Kasette gesprochen hatte, immer wieder. Die Kasette hatte er sich so lange angehört, bis er die Farbnamen in ihrer Reihenfolge vorwärts wie rückwärts auswendig hersagen konnte: Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo, und Violett hießen die Farben des Regenbogens. Vorwärts. Und rückwärts: Violett, Indigo, Blau, Grün, Gelb Orange, Rot. ROGGBIV und VIBGGOR. Rockbiv und Vibgor.

Indigo war Felix' Lieblingsfarbe. Nicht, weil er sie immer um Eirini herum sah, sondern sowieso. Vielleicht, weil sie selten war. Immer wenn Felix es schaffte, Indigo leuchten zu lassen, behielt er davon ganz viel und schickte den Rest zu denen, die er besonders lieb hatte. Oder manchmal auch zu denen, die ihn ärgerten. Damit es ihnen besser ging. Einmal hatte der freche Marvin ihn im Kindergarten mit Reisklumpen beworfen und wollte sogar mit der Gabel in sein Knie stechen. Da hatte Felix ihm Indigo geschickt, und Marvin war erst verdutzt und dann ganz friedlich gewesen. Er hatte sofort mit dem Ärgern

aufgehört. Seither hatte Felix zur Besänftigung vieler Kinder und Erwachsenen, die ihm nahekamen, immer wieder Indigo ausgesendet. Und dann ging um ihn herum ungefähr so weit, wie er groß war. Nämlich einszehn. Mari hatte gesagt, er sei mit dieser Größe Durchschnitt. Was immer das heißen sollte.

HERR ADAM

Herr Adam, der Ex-Lehrer, bei dem es meistens um den Kopf herum blau dämmerte, wenn Felix ihn ansah, wohnte zusammen mit seinem Bekannten, Herrn Linde, im Parterre rechts. Gegenüber von den Dieckmanns links. Herr Adam war Felix' ältester Freund. Nicht deswegen, weil Felix ihn schon so unheimlich lange kannte. Nein, er war neben ihnen eingezogen, als Felix vier Jahre alt wurde. Im selben Winter. Aber er war eben älter als alle Menschen, die Felix kannte. Bis auf Eirinis Oma. Aber die kam ja auch aus Griechenland und war schon mindestens über tausend. Sie leuchtete strahlend rosa um ihre weißen Haare, und was sie sagte, konnte niemand verstehen. Nicht mal Eirinis Vater.

Der minzgrüne Herr Linde, der Bekannte von Herrn Adam, war weit über fünfundsechzig und brauchte schon

seit vielen Jahren nicht mehr zur Arbeit zu gehen. Früher, vor fünfundsechzig, als er noch arbeiten musste, brauchte er eigentlich auch nicht zu arbeiten. Denn er war Busfahrer gewesen und konnte immer schön mit dem Bus durch Flensburg gondeln. Davor war er Straßenbahnfahrer. Aber das war ganz früher, als noch nicht mal Mari gelebt hatte. Immer wenn Herr Linde von der Straßenbahn erzählte, wurde das Licht um seinen Kopf ganz violett. Weil er glücklich war und traurig zugleich. Sagte er jedenfalls.

Herr Adam, der mit Nachnamen so hieß wie der erste Mensch mit Vornamen, hieß mit Vornamen Peter. Das bedeutet Fels, sagte Herr Adam. Auf Griechisch. Felix hatte Eirini gefragt und die ihren Vater, denn der war ja Grieche. Er hatte gesagt: Nein, Fels heißt nicht Peter, sondern Petros. Aber das war ja so ähnlich wie Peter. Also hieß Herr Adam – Fels Adam.

Herr Linde, der Bekannte von Fels Adam, wollte, als er klein war, eigentlich Forscher oder Fernfahrer werden. Doch um Forscher zu werden, war er nicht lange genug zur Schule gegangen. Und Fernfahrer durfte er nicht werden. Weil seine Mutter traurig sein würde, wenn er immer in die Ferne fuhr und nicht bei ihr zu Hause blieb. So wurde er

erst Straßenbahnschaffner und dann Straßenbahnfahrer. Er war echt viele Kilometer in Flensburg mit der Straßenbahn gefahren, immer hin und her zwischen Ostseebad und dem Bahnhof. Wenn Schienen gelegen hätten, um immer geradeaus zu fahren, wäre er bis nach Afrika und Japan und auf die andere Seite der Welt gekommen, wo die Känguruhs wohnen. Und sowieso hatte er inzwischen die Strecke nach Afrika und Japan schon längst geschafft, wenn man mal messen würde, wie viele Kilometer er in Flensburg insgesamt gefahren war. Tausende oder mehr. Sagte Herr Linde jedenfalls.

Jeden Sonntag traf der minzgrüne Herr Linde seine Kameraden vom „Eingetragenen Verein der Freunde und Förderer der Straßenbahn“. Sie kamen in einem alten Straßenbahnwagen zusammen, den sie wieder wie neu hergerichtet hatten und der im Schrebergarten von Herrn Adam und Herrn Linde stand. Herr Adam hatte Felix erzählt, dass sie sich Fotos aus früheren Zeiten ansahen und sofort dabei traurig wurden. Weil sie aber auch viel Bier tranken, waren sie abends wieder lustig.

An allen Tagen außer sonntags klingelte Felix abends um viertel nach sechs bei Herrn Adam, seinem ältesten Freund, und trank mit ihm eine heiße Schokolade im Wohnzimmer an dem großen runden Ausziehtisch, den Herr Adam von seiner Mutter geerbt hatte.

So war es heute, am Freitag der ersten Woche, auch gewesen. Dass heute Freitag war, wusste Felix, weil Herr Adam mittags mit der Faust gegen die Wand hinter Felix Bett gedonnert hatte. Er wollte zu Mittag schlafen, und Felix hatte mit seinem Düsenjäger zu viel Krach gemacht.

Jeden zweiten Tag zwischen ein und zwei Uhr am frühen Nachmittag schlief Herr Adam nämlich eine Stunde lang. Felix vergaß leider oft, ob es jetzt noch der erste Tag war oder schon der zweite, der Schlaftag. Und wie viel Uhr es war, wusste Felix meistens auch nicht so genau.

Wegen des Radaus, den Felix machte, war Herr Adam nie richtig wütend, sondern nur nicht froh und enttäuscht. Er hatte nämlich vor Zeiten versucht, mit Hilfe seiner strengen Mittagsschlafgewohnheiten Felix die Namen der Wochentagen beizubringen: Montag – Schlaf, Mittwoch – Schlaf, Freitag – Schlaf, Sonntag – Schlaf, und in der

zweiten Woche dann: Dienstag – Schlaf, Donnerstag – Schlaf, Sonnabend – Schlaf.

Vorhin hatte er zum Beispiel beim Heiße-Schokolade-Trinken gesagt: „Heute ist Freitag der ersten Woche, also werde ich morgen, am Sonnabend, nicht zu Mittag schlafen.“ Das allein brachte Felix schon total durcheinander. Aber gestern war es viel schlimmer. Da hatte er gesagt: „Heute ist Donnerstag der ersten Woche, also habe ich nicht geschlafen, weil ich nur am Donnerstag der zweiten Woche schlafe. Morgen ist Freitag, und deshalb möchte ich zwischen ein und zwei Uhr nachmittags keinen Pieps von dir hören, denn ich will schlafen.“ Oder so ähnlich. Leider hatte Felix heute Mittag vergessen, ob es Freitag der ersten Woche oder Freitag der zweiten Woche war. Und sowieso war sein Düsenjäger mit einem lauten „Wruuuuuuuuum“ gestartet.

Dummerweise war Herrn Adam heute noch eine andere Idee gekommen. Er hatte gesagt: „Ich werde dir außer den Wochentagen auch noch die genauen Uhrzeiten und die Ordnungszahlen bis vierundzwanzig beibringen. So schlagen wir nicht nur zwei Fliegen mit einer Klappe, sondern sogar drei. Ich will dir mal ein Beispiel sagen:

„Übermorgen in einer Woche ist der Sonntag der zweiten Woche, und damit der vierzehnte Tag, denn eine Woche hat sieben Tage und zwei Wochen haben deshalb vierzehn Tage. An diesem Tag schlafe ich nicht die vierzehnte Stunde zwischen ein und zwei Uhr, weil ich ja am Sonnabend, dem dreizehnten Tag, um dreizehn Uhr – das sagt man auch für ein Uhr – geschlafen habe. Verstehst du?“

Felix hatte mit dem Kopf genickt und ganz leise Nein gedacht.

Herr Adam ließ noch zwei Eiswürfel in Felix heiße Schokolade fallen, weil es wirklich zu heiß war, um heiße Schokolade nicht eisgekühlt zu trinken.

„Aber warum müssen wir denn drei Fliegen schlagen?“ hatte Felix gefragt, dessen Zunge bei dem heißkalten Getränk nicht wusste, ob sie sich verbrennen oder erkälten sollte.

„Das habe ich nur so gesagt“, antwortet Herr Adam, und plötzlich war über seine Nase ein grüner Schimmer gehuscht.

„Und was für eine Klappe brauchen wir dazu?“

„Das habe ich auch nur so gesagt“, raunzte Herr Adam. „Kümmere dich lieber um die Wochentage. Und die Uhrzeiten. Und die Ordnungszahlen.“

Als Felix später mit Mari auf dem winzigen Balkon saß und seinen Kräuterquark mit Ahornsirup aß, erzählte er seiner Mutter, die heute ganz in Rot getaucht war, von den Fliegen, die Herr Adam schlagen wollte, und fragte, warum Herr Adam vorhatte, ihm die Wochentage und die Ordnungszahlen und die Uhrzeiten alle gleichzeitig beizubringen. Und warum Herr Adam dazu schlafen musste und man keinen Krach machen durfte.

„Das mit den Fliegen schlagen und der Klappe, das hat er nur so gesagt“, erklärte Mari, „und das andere ist eben seine Marotte.“ „Was ist eine Marotte?“ wollte Felix wissen, der immer noch schwitzte, obwohl er nur noch seine Unterhose mit den Delphinen anhatte. „Eine Marotte ist, wenn dir jemand die Wochentage und die Uhrzeiten und die Ordnungszahlen beibringen will und dazu mittags schläft und du keinen Krach machen darfst. Und man muss auch bedenken, dass Herr schließlich mal Lehrer war. Die haben alle so ihre Marotten“, hatte Mari gutgelaunt erklärt.

„Und jetzt ab ins Bett.“ „Und was sind überhaupt Ordnungszahlen?“ hatte Felix noch gefragt.

„Das erklärt Herr Adam dir morgen“, hatte Mari gesagt.

Typisch Mutter Mari.

MARI (ANNE)

Mari war eine echt geile Mutter. Eigentlich hieß sie ja Marianne, aber das war ein bisschen zu lang, und deswegen verzichteten alle auf das Anne und bequemten sich mit Mari. Felix hatte sogar gesagt, dass es am einfachsten wäre, wenn alle zu Marianne nicht Mari sagten, sondern nur Ma. Aber das wollte Mari nicht, denn das klang ihr zu sehr nach Ma-Ma und Mutter, und sie sagte, dass sie mehr war als Ma-Mutter, nämlich Marianne, und mit Mari, könne sie leben. Auch wenn das ein wenig nach Marine klang. Aber weil sie mal einen Freund gehabt hatte, der Matrose war.

Immerzu hatte Mari nicht für Felix Zeit, denn sie wollte und musste oft an Ihrem Computer sitzen. Das war irgendwie ihre Arbeit. Und wenn ihr neuer Bekannter, dieser Roger bei ihr war, veränderte sie sich. Dann hatte sie auch einen anderen Schimmer um den ganzen Körper. So vermischt. Fleckig. Und an manchen Stellen war sie grün.

Wie der Laubfrosch, den Felix' Freund Marvin im Schulgarten gefangen hatte.

Klasse war an Mari, dass sie immer ihre Versprechen hielt. Zum Beispiel hatte sie heute versprochen, morgen mit Felix eine Radtour in die Einkaufspassage zu machen, wo das italienische Eiscafé war. Für jede Stunde abends Alleinbleiben zwei Kugeln Eis. Zwei Stunden Kino für Mari und Wenke, ihre Busenfreundin. Vier Kugeln Eis für Felix. Schtrassjatteller und Zitrone. Und vielleicht Pischtazzio, das grüne. Eine Leichtigkeit, das Alleinbleiben. Die vielen schönen Farben, die er sich ausmalte. Für alle Fälle war da ja Herr Adam, der S-O-S-Mann, nebenan. Und Pepe, der Drahthaardackel oben bei Pit und Daniel. Der bewachte das ganze Haus.

Vor lauter Vorfreude wurde Felix allmählich müde. Aber er wollte noch nicht einschlafen. Er musste auf jeden Fall wach bleiben, bis Mari und Wenke aus dem Kino und aus der „Mathilde“ nach Hause kamen. Morgen war ja keine Schule und er konnte ausschlafen. Mari sollte ihm nämlich von dem Film erzählen. Warum da ein Klavier mitspielte. Und danach zu Mari unter die Bettdecke

kriechen. Hoffentlich machte sich dort nicht schon schon der quittegelbe Roger breit. Selbst wenn auf Maris Doppelbett neben diesem Roger noch Platz wäre, hätte Felix sich niemals dazugelegt. Den Anblick des zwetschgenblauen Pyjamas, in den der gelbe Roger stieg, wenn er sich zu Mari ins Bett schleichen wollte, konnte Felix nicht ertragen. Besonders schlimm war auch das rostrote Kavaliertaschentuch, das er schnurgerade in die äußere Brusttasche des Pyjama-Oberteils zirkelte. Also, hoffentlich war Roger geblieben, wo er wohnte. Bei sich zu Hause.

DER GELBE ROGER

Der gelbe Roger war natürlich nicht immer gelb. Und er hatte natürlich auch nicht immer in denselben Gelbton gehüllt. Manchmal war sein Gelb nicht so strahlend wie die Sonne, sondern irgendwie senfig und ein bisschen trübe. Wie Pinkel. Ab und zu wechselte die Farbe auch. Dann war Roger plötzlich ganz gelbbunt.

Er hatte ein riesiges Haus für sich ganz allein. Mit Sauna. An der Förde. Aus dem Fenster konnte man die Segelboote sehen. Zum Strand führte ein Weg, der Roger gehörte. Aber der Strand und erst recht das Wasser gehörten allen. Auch wenn Roger sagte: „Eigentlich ist das mein Strand.“ Hinten im Garten, wo die Büsche so hoch waren, dass niemand sehen konnte, was Roger machte, schimmerte ein Swimmingpool. Tief, natürlich nicht für Kinder zum Plantschen. Typisch Roger. Gut, dass Felix

schon schwimmen konnte. Zwar noch nicht kraulen und auch noch nicht Schmetterling, aber immerhin schon Rücken und Brust. Und Tauchen.

In dem großen Zimmer, in dem Roger in seinem Kamin echtes Feuer machen konnte, hing ein riesiger Fernsehapparat an der Wand. „Tja, Kabel, mein Sohn“ sagte Roger und tätschelte Felix so die Haare, dass sie garantiert danach hinten bei dem Wirbel wieder hoch stehen würden. „Und klaro mit Cartoon-Kanal.“

„Was soll denn das sein“, hatte Felix gefragt. „Kennst du wohl noch nicht, mein Kleiner“, sagte der gelbe Roger, der selbst kleiner war als Mari. „Ich zeig’s dir. Da gibt es den ganzen Tag Zeichentrickfilme. Kannst du dir nachher mal angucken, wenn deine Mutter und ich gemütlich am Pool liegen.“ „Kommt gar nicht in Frage“ hatte Mari gesagt. „Entweder machen wir alle zusammen etwas, oder ich gehe mit Felix runter an den Strand.“

Kennengelernt hatte Mari den gelben Roger auf der Weihnachtsfeier der Werbeagentur Säger und Lorentz, bei der ihre Freundin Pieps arbeitete. Roger gehörten viele Läden mit Maschinen, die ganz schnell abschreiben und

abzeichnen konnten. „Kellners Copy-Kette“ hieß die Firma von Roger, und Roger hieß eigentlich auch gar nicht Roger, sondern Hartmut. Und Kellner. Wie so ein Kellner. Aber Roger fand er eben cooler als Hartmut.

„Ich finde, Roger nervt“, sagte Felix auf dem Weg zum Strand. „Zu mir sagt er immer Kleiner und dann fasst er auch meinen Kopf an.“

„Du musst Roger verstehen“, hatte Mari Felix erklärt. „Von Kindern hat er keinen Schimmer. Und irgendwie will er sich wohl bei dir anbieten, um sich bei mir anzuschmeicheln.“ „Was heißt anbieten?“ „Na ja, so tun, als würde er dich ganz prima finden. Bist du ja auch.“

„Außerdem ist er auch irgendwie komisch, weil er so reich ist. Sehr reich“, gab Mari zu bedenken. „Sind wir nicht auch reich?“ fragte Felix. „Nein“, antwortete Mari. „Roger hat jede Menge Geld und kann sich so ziemlich alles kaufen, was er will. Aber er hat deshalb manchmal Angst, dass die anderen Leute ihn nur mögen, weil er soviel Geld hat. Deswegen ist er vorsichtig und findet nicht so leicht Freunde. Zu mir ist Roger immer lieb, und deswegen wäre ich sehr froh, wenn du etwas netter zu ihm

sein könntest.“ Felix dachte ganz kurz nach und sagte: „Kann ich versuchen.“ Damit Mari froh war.

Wenn Roger nachts bei Mari in der Margarethenstraße bleiben wollte, war nichts mehr Roger. Auch wenn er „Alles Roger“, sagte, was ja wohl heißen sollte: Alles in Ordnung. Eben nicht!

Als wenn er nicht ein eigenes Bett in einer eigenen Wohnung hatte, wo er mit seinem eigenen Auto hinfahren konnte. Aber bestimmt hatte er wieder Rotwein getrunken. Und wenn er dann Auto fahren würde, kämen die Polizisten und würden ihn ins Gefängnis stecken, sagte der gelbe Roger, weil man mit Rotwein im Blut eben nicht fahren darf. Man sieht den Rotwein zwar nicht, weil das Blut ja auch rot ist. Aber man kann ihn riechen. Und das können die Polizisten. Sie machen erst eine Sperre auf der Straße, dann sollen die Autofahrer sie anpusten, und dann dürfen sie nicht mehr fahren. Dass er Angst hatte, ins Gefängnis zu kommen, sagte Roger bestimmt nur

deswegen, weil er bei Mari im Bett im Bett schlafen wollte.

Und wenn Roger da war, stank es überall nach seinen Pfefferminzzigaretten. Roger durfte eigentlich nur auf dem Balkon rauchen. Aber das war ihm zu ungemütlich, denn meistens wollte er lieber ganz dicht bei Mari auf der Couch sitzen. Damit sie knutschen konnten. Erst rauchte Roger eine Zigarette, dann trank er zwei Gläser Rotwein und danach knutschte er mit Lippen, die rundherum auch noch einen pieksigen Bart hatten, auf Maris Lippen herum. Damit sie das schmecken musste. Wenn er zum Pinkeln gegangen war und noch mal ins Zimmer mit der Couch gelinst hatte, musste Felix das mit ansehen. Weil die Tür ein Stück offen stand. Wenn Roger und Mari zusammen auf der Couch saßen, hatten sie rund um sich herum einen engen gelben Lichtkreis, der richtig blendete. Als wenn sie zusammengeschmolzen wären und mit Felix nichts mehr zu tun haben wollten. Echt ätzend.

Der gelbe Roger war nach Weihnachten zum ersten Mal in bei Marti und Felix in der Margarethenstraße aufgetaucht. Mit seinem silbermetallic Sportwagen, in dem nur zwei

Erwachsene sitzen konnten. Vorne. Wenn Felix und Mari mitfahren, musste Felix sich hinten reinklemmen und konnte kaum über die Kopfstützen hinwegsehen. Mari sagte immer, der gelbe Roger solle nicht so rasen. Aber der hörte nicht auf sie, fing plötzlich feuerrot zu leuchten an und düste so schnell um die Ecken, dass Felix sich auf dem Notsitz festklammern musste. Man konnte sich hinten nicht anschnallen, und Mari hatte schon gesagt, dass sie und Felix nie wieder mit Roger fahren werden, wenn er hinten keine Sicherheitsgurte anbringen lässt. Mach ich ja, mach ich ja, hatte er immer gesagt, aber nichts war passiert. Demnächst wollten sie für ein Wochenende auf die dänische Insel Röm fahren, und bis dahin mussten Gurte angebracht sein, denn die dänischen Zöllner an der Grenze ließen nur festgeschnallte Kinder in ihr Ausland.

Hatte Mari gesagt.

Wenn der gelbe Roger zu Besuch kam, tätschelte er Felix' Kopf und sagte: „Na, mein Sohn, wie geht's uns denn so?“ Das konnte Felix ganz und gar nicht leiden. „Ich bin nicht dein Sohn“, sagte er zu Roger, und der grinste dann dämlich und antwortete: „Alles Roger, hab' schon verstanden.“ Aber beim nächsten Mal hieß es dann wieder:

„Alles Klar, mein Sohn?“ – Nervig. Und außerdem sagte der gelbe Roger auch immer „Ciao,k, euer Roger reitet jetzt vom Acker“, wenn er sich verabschiedete. Echt nervig.

Roger war in echt kleiner als Mari. Ohne seine hochhackigen Cowboy-Stiefel. Deshalb zog er sie auch nicht aus, wenn er in ihre Wohnung kam. „Du hast gesagt, wir sollen den Dreck von der Straße nicht in die Wohnung schleppen. Warum darf der das denn?“ maulte Felix. „Lass ihn mal“, sagte Mari, „er ist das eben nicht gewohnt.“ Und dann hatte sie Felix ein Geheimnis verraten: „Außerdem riechen seine Socken nicht so gut, weil seine Füße immer so schwitzen. Dafür kann er nichts. Das ist wie eine Krankheit.“ Also durfte Roger seine spitzen Stiefel anbehalten. Aber als er damit in Felix’ Zimmer kommen wollte, hatte Felix ihm die Tür vor der Nase zugeknallt. Mari war böse geworden, hatte plötzlich auch so ein gelbes Leuchten am Kopf, an den Armen und sogar am Bauch. „Sei nicht so unhöflich“, hatte sie Felix aufgefordert. „Zu Gästen ist man freundlich.“

Seitdem hatte Felix innen hinter seiner Tür ein dickes Springseil angebracht, das vom Kindergarderobenständer,

der wie ein Kaktus aussah, bis zu dem dicken Nagel reichte, an dem auch der alte Hampelmann hing, der keine Arme und Beine mehr hatte. Maris Vater, Opa Augustiny, hatte ihn selbst gebastelt. Wenn dann der gelbe Roger kam und Felix in seinem Zimmer war, spannte er das Seil und hängte das Pappschild daran, das er im Kindergarten mit Anke gemacht hatte. Das stand ganz groß „STOP“ drauf. Als Mari darüber meckerte, hatte Felix sie erinnert: „Du hast gesagt, ich kann in meinem Zimmer machen, was ich will. Ich muss nur einmal in der Woche ganz doll aufräumen.“ Dagegen konnte Mari nichts mehr sagen.

Auf der Weihnachtsfeier war Roger so sympathisch gewesen, dass Mari später noch mit ihm und Pieps Würstchen gegessen hatte. Am Hafen. Felix hatte damals unten bei Eirini geschlafen, auf der blauen Luftmatratze. Deswegen wusste er nicht, wie spät Mari nach Hause zurückgekommen war. Sie hatte ihm jedenfalls erzählt, dass sie fast gar nicht geschlafen und einen prima Mann kennen gelernt hatte. Der könnte Felix' Freund werden. Und an dem Abend, bevor wieder eine neues Jahr anfängt, war der Typ dann kurz vor zwölf gekommen, hatte gesagt: „Hello, mein Sohn, ich heiße Roger“ und dann jede Menge

Feuerwerksraketen in die Luft geschossen. Felix durfte auch eine anzünden. Die war hoch über den Häusern in tausend silberhelle Kugeln zerplatzt, die dann vom Himmel regneten. Und tierisch laut gepfiffen hatte sie auch. Nicht schlecht. Nur als Roger einen superdicken Kanonenschlag im grünen Papierkorb an dem blauroten Halteverbotsschild vor dem Haus knallen lassen wollte, hatte Mari geschimpft. „Komm, mein Kleiner, das ist Männersache, und wir müssen zusammenhalten“, sagte Roger und wollte mit Felix um die Ecke gehen. Da hatten sich Mari und Roger noch mehr gestritten, und Roger war mit seinem silber-metallic Flitzer weggefahren.

„Das ist ja ein schöner Jahresanfang“, hatte Mari gesagt, obwohl es doch gar nicht schön gewesen war. Felix hatte sie getröstet, und später im Bett hatte er ihr alles versprochen, was er im nächsten Jahr nicht machen und machen würde. „Mami“, hatte er gesagt, weil er so eng mit ihr kuscheln konnte und er sie ganz doll lieb hatte. „Ich werde nie mehr Fischstäbchen in der Badewanne schwimmen lassen. Ich werde nie mehr zu Frau Nieder Arsch sagen. Ich werde mich nie mehr mit Eirini im Supermarkt verstecken, damit wir eingeschlossen werden

und soviel naschen können, wie wir wollen. Ich werde immer abends ins Bett gehen, ohne zu murren. Ich werde immer meine Zähne putzen. Auch morgens und mittags. Und ich male ganz bestimmt auch ein tolles Bild für Tante Babette, weil sie so nett ist und mir die bunte Flickendecke genäht hat.“ „Wenn du dich an diese Versprechen hältst“, hatte Mami Mari gesagt, „dann wird es bestimmt ein gutes Jahr werden.“ Plötzlich hatte sie zu weinen angefangen. Und Felix musste natürlich auch weinen. Bis Mari ihm „Tutti Frutti“ vorsang, sein Lieblingslied von den kleinen alten Schallplatten, die unten im Schrank lagen. „Tutti Frutti, hau rutti – awopbopalubop alopbämbuhm – I got a son, his name is Felix, he always makes me happy“, sang sie. Das hieß: „Ich hab einen Sohn, der heißt Felix und macht mich immer glücklich“. Und bei „Alopbämbuhm“ musste Felix schon wieder lachen. Mari lachte auch. Und danach waren sie eingeschlafen und hatten so lange geschlafen, dass sie am Neujahrstag zu Mittag Frühstück und zum Abendbrot Mittag gegessen hatten.

FELIX ALS SOZIUS

Am Nachmittag hatte Felix an Maris Worte gedacht. Der gelbe Roger war auf seinem Motorrad angekommen, einer Kawasaki, die grollte. Ein sattes Geräusch. Sagte Roger. Er hatte nur schwarze Ledersachen an und einen flauschigen Helm auf dem Kopf. „Echtes Büffelfell, mein Sohn“, sagte Roger.

So ganz in Schwarz mit seinem gelben Leuchtkranz sah er echt gefährlich aus. Wie eine Wespe oder eine Biene. Felix bekam jedes Mal einen Riesenschreck, wenn Roger auf seinem Motorrad vorfuhr. Und er hatte sich strikt geweigert, einmal mitzufahren. Er wollte weder vorne zwischen Rogers Beinen sitzen noch hinter ihm und ihn um den Bauch fassen. „Wir haben wohl Angst, mein Sohn?“ sagte Roger. Echt blöd.

„Nein“, log Felix. „Und dein Sohn bin ich sowieso nicht.“

Weil er aber Mari nicht weh tun wollte, denn sie mochte diesen Roger doch so sehr, brachte Felix es diesmal über sich, Roger sogar zu bitten, ihn einmal auf seiner Kawasaki mitzunehmen. "Können wir mal runter zum Hafen fahren, Roger?", fragte er. "Klar doch, da sind wir in Nullkommanichts", sagte der schwarze Wespenmann. "Steig auf, mein Sohn." Felix schluckte den Würgereiz und kletterte auf den Soziussitz. "Sitzt du, mein Sohn?", verlangte Roger zu wissen. „Da wird sich deine Mutter aber freuen, dass wir bei uns so gut verstehen, Sohn", schob er noch hinterher, und Felix wäre am liebsten aus dem Sattel gesprungen, um sich in Luft aufzulösen.

Roger ließ die Kawasaki lauthals aufjaulen, legte den Gang ein und preschte los. Und zwar so schnell wie ein geölter Blitz. Eben wie ein Gauner, der auf dem Wochenmarkt ein, zwei Äpfel stibitzt hatte und höchste Eisenbahn abzischen musste, weil die Marktfrau lauthals schrie: "Haltet den Dieb, haltet ihn." Da blieb dem Dieb nämlich nicht anderes übrig, als blitzschnell und dazu noch wie geölt zu verschwinden. Na, jedenfalls wäre Felix

beinahe vom Rücksitz geflogen, hätte er sich nicht so widerwillig wie möglich an Roger geklammert. Obwohl Felix sich mit den Verkehrsregeln und besonders mit denen, die für Motorrädern galten, so gut wie gar nicht auskannte, bemerkte er, wenn er mal links und mal rechts an Rogers schwarzem Lederrücken nach vorne linste, dass Roger wahllos mal links und mal rechts die Autos überholte, Fahrradfahrer böswillig erschreckte und sogar einmal eine Frau, die einen Zwillingsskinderwagen schob, an einem Zebrastreifen so abdrängte, dass die Kinderkarre Schlagseite bekam und die beiden kleinen Babys beinahe auf dem Asphalt gelandet wären.

Als sie endlich am Museumshafen angekommen waren, brachte Roger seine Kawasaki mit quietschenden und gummiqualmenden Reifen zum Stehen, bockte sie auf, drehte sich um und wollte seinen Fahrgast packen, um ihn vom Sitz zu heben. Doch Felix war vorsichtshalber schon zur anderen Seite runtergesprungen. "Ich lauf schon mal zu Günthers Jolle", rief er dem gelben Roger zu, der verdutzt und mit hängenden Händen dastand. Man konnte sofort sehen, dass der Museumshafen und Roger absolut nicht zueinander passten. "Ich lauf schon mal runter zu Günthers

Jolle", wiederholte Felix. "Setz dich doch da hinten auf eine Bank", fügte er großzügig hinzu. "Ich bin ja bald wieder da. Kannst auch mit deinem Handy Mari anrufen. Die kennt Günther nämlich gut. Von damals aus unserem Kinderladen."

Felix steuerte auf ein Boot zu, das am Kai lag: die Aalborg-Jolle Leena, die Günther mühsam und liebevoll restauriert hatte. Aber Günther war leider nicht an Bord und konnte deswegen auch nicht auf die ausdauernden Rufe reagieren, mit denen Felix sich bemerkbar machte. Es meldete sich nur Kyte, Günthers Schwedischer Lapphund, der sich nicht "Ky-te" aussprach, sondern "Keit", was — wenn es Englisch war und nach „Kite“ klang — auf Deutsch Drachen bedeute, also nicht das gruselige Ungetüm, sondern das, was man steigen lassen konnte, wenn Wind wehte. Kyte, der Drachenhund, reagierte mit bissigem Bellen, irgendwie gehorsam, aber auch missgelaunt. Vielleicht deswegen, weil sein Herrchen Günter ihm aufgetragen hatte, Laut zu geben, sobald sich jemand der Jolle Leena näherte, der nicht das Herrchen Günther war und auch nicht das Frauchen Ilka oder die beiden Töchter Annalisa und Alexa. Also blieb Felix nichts

anderes übrig, als beschwichtigend auf Kyte einzureden, damit er mit dem unangenehm ruhestörenden Gebell aufhörte. Nach langer, ewig langer Zeit, schien Kyte eingesehen zu haben, dass Felix ein Freund der Jolle sein musste. Mit einem Jaulen bekundete er, einverstanden zu sein, dass Felix ihm und dem Boot auf den Pelz gerückt war, und machte sich auf Leenas Oldtimer-Deckplanken platt, alle vier Pfoten in alle vier Richtungen ausgestreckt. Im Schneidersitz ließ sich Felix an der Kaikante nieder, raunte dem fülligen braunen Fellbündel „So ist brav“ zu und überlegte, wie er Roger möglichst lange warten lassen könnte, ohne dass es ihm selbst dabei langweilig wurde. Er sah sich um. Gleich hinter seinem Rücken marschierte eine Ameise. Nein — trippelte eine Ameise. Und sie war nicht allein. Felix fiel ein, was Herr Adam immer wieder über diese winzigen Tiere erzählte. Er war nämlich Ameisen-Fan und fuhr manchmal sogar in den Wald, um Ameisenhaufen zu beobachten. Solche Haufen waren wie Millionenstädte, die von den kleinen Sechsbeinern selbst gebaut wurden. Toll war auch, dass es weltweit mehr als 13.000 Ameisenarten gab, wie Herr Adam versicherte. Felix kam auf den Gedanken, gleich hier auf dem Gehweg

mit dem Zählen anzufangen und erst aufzuhören, wenn er bei tausend Ameisen von der Museumshafensorte angekommen war. Danach würde er dann wieder zu Roger gehen, der hoffentlich so lange gewartet hatte. Felix kam aus dem Staunen nicht heraus, als er sah, was die flinken Winzlinge durch die Gegend schlepten. Wie konnte es bloß sein, dass die kleinen Tiere es schaffen, Blätter oder Tannennadeln zu tragen? Wie Herr Adam gesagt hatte, können sie ein Vielfaches des eigenen Körpergewichts tragen und sind so stark, dass sie verhältnismäßig mehr Kraft als größere Tiere haben. Also los, jetzt zählen: „Eins, zwei, drei ... hundert ... dreihundert, dreihundert zehn ... achthundert undsoweiter ...TAUSEND!!“ Felix rappelte sich zusammen und büstete den Staub von den Jeans, wobei einige Krabbeltiere, die sich auf ihn verirrt hatten, ebenfalls zu Boden stürzten, aber schnellstens auf ihre sechs Beine kamen und sich flugs in die Ameisenkarawane einreihen.

Jetzt wurde es aber Zeit, und Felix rannte in Richtung der Bank, die er Roger zugewiesen hatte. „Roger, Roger, Günther war nicht da, sondern nur sein Hund Kyte saß auf der Jolle.“ Keine Antwort und kein Roger auf der Bank.

Was Mari wohl sagen würde, wenn Roger Felix aus den Augen verloren oder Felix Roger sitzen gelassen hätte.

„Hallo, mein Sohn, sind wir zurück vom Hafen?“ Roger. Er war plötzlich da. „Wo bist du gewesen?“, fragte Felix. „War bei Uldall. Shoppen.“ „Wer ist denn Uldall?“, wollte Felix wissen. „Du willst Flensburger sein und kennst Uldall nicht? Schwache Leistung.“ Der grellgelbe Roger grinste. „Ist doch in der Angelburger der große Klamottenladen. Da hab ich ’nen astreinen geilen Binder geschossen.“ „Binder?“ Felix war ratlos. „Eine Krawatte, Mann. Einen Schlips, mein Sohn.“ „Und warum?“, wollte Felix wissen. „Weil ich mit meiner Liebsten, was deine Mama ist, die beste Mari aller Zeiten, am Sonnabend auf eine ganz besonders feine Party gehe. Bei einem Kunden von mir, so’n Oberimmobilienmacker. Kohle bis zu Abwinken. In Hamburg. Blankenese. Da geht die Post ab, mein Sohn.“ Felix zuckte zusammen. „Du musst an dem Wochenende zu Tante Babette. Ist doch bestens oder, Sohnemann?“ Felix drehte sich der Magen um. „Bei der Fete läuft echt die totale Schickeria auf. Ein Jubiläum wird gefeiert oder so, und dazu kommt der Bürgermeister. Deswegen hab ich mir zu meinem taubenblauen Zweireiher

’ne zitronengelbe Krawatte gegönnt. Willst du mal sehen?“ Aus einer dunkelroten Uldall-Tragetasche zog er ein seidenglänzendes und eher kanarien- als zitronengelbes längliches Stück Stoff hervor. „Wenn der richtig gebunden ist, also Windsorknoten und so, sieht der todschick aus. Das kann ich dir sagen. Aber jetzt lass uns los, ab trimo. Deine Mutter wartet bestimmt schon.“ Noch mal musste Felix auf den Soziussitz klettern, noch mal ließ der kanariengelbe Roger seine Kawasaki aufjaulen, und noch mal zischten sie ab. Roger zog sein Handy aus der Jacke und rief Mari an. Felix konnte hören, wie er gegen den Fahrtwind rief: „Baby, wir sind gleich da. Dein Kleiner hat sich so lange am Hafen rumgetrieben.“ Wieder hatte der gelbe Roger seine Mutter Baby genannt, und Felix nahm sich fest vor, ihm Sand in den Kawasakitank zu kippen, wenn er es noch mal tat.

In der Margarethenstraße stellte Roger die Kawa auf dem Gehsteig ab, zog die anthrazitgraue Plane mit dem breiten roten Rand aus der Satteltasche und hüllte die Maschine ein. „Brauchst nicht zu klingeln, Sohn, ich hab Schlüssel.“ Felix zuckte zusammen. Wieso hatte Roger Schlüssel? Statt Mari zu begrüßen, platzte er schon im Flur

heraus: „Wieso hat Roger denn Schlüssel? Und ich nicht?“ „Weil du noch zu klein bist und die Schlüssel verlieren könntest. Und Roger hat den Schlüssel auch nicht für immer, sondern nur jetzt für ein paar Tage. Außerdem sei bitte lieb, denn mir geht es gar nicht gut.“ „Was hast du denn?“ Roger mischte sich ein: „Lass mal deine Mutter. Siehst du nicht, wie blass sie ist?“ „Lass du mich, du blöder Arsch“, zischte Felix. „Felix, das will ich nicht gehört haben“, schimpfte Mari und musste husten. „Entschuldige dich bei Roger.“ „Tu ich nicht.“ Felix lief in sein Zimmer.

„So, ich mach dann mal die Biege“, sagte Roger zu Mari. „Ich fahr ja morgen nach Hamburg zu dieser Party in Blankenese. Ein Immobilienmakler, der früher mal mein Kunde war, feiert sein Firmenjubiläum, fünfundzwanzig Jahre. Ich wollte ja, dass du mitkommst, wäre für dich auch mal 'ne schöne Abwechslung gewesen, oder?“ Roger sah Mari mitleidig an. „Muss ich eben alleine meinen Spaß haben, denn du fühlst dich anscheinend nicht.“ Er schien gar nicht besonders unzufrieden zu sein. „Na ja, Montag bin ich ja wieder da. Hoffentlich bist du dann wieder auf den Beinen.“ Er zog die Stirn kraus, und Felix hätte

bestimmt bemerkt, wie sehr der schwefelgelbe Schein um seinen Kopf funkelte. „Könnte ja auch die Schweinegrippe sein, oder? Hast du etwa Durchfall und musstest du schon kotzen? Pass bloß auf, dass du Felix nicht ansteckst. So einen kleinen Bengel haut 'ne Schweinegrippe um.“ Er winkte Mari zu, weil er ihr nicht nahekomen wollte. „Adios also. Man sieht sich. Und gute Besserung, wenn du tatsächlich die Schweinegrippe hast. Ich feier für dich mit.“

Felix kam aus seinem Zimmer. „Gut, dass der weg ist.“ Mari sah ihren Sohn tadelnd. „Bitte, Felix, versuch mit Roger auszukommen. Er ist vielleicht manchmal ein wenig schräge, aber er bedeutet mir viel.“ Schade, dachte Felix aber Mari zuliebe sagte er: „Er kann jedenfalls echt sauber auf seiner Kawasaki abdüsen.“ „Hauptsache, er fährt vorsichtig, wenn du hinten drauf sitzt. Eigentlich möchte ich gar nicht, dass er dich mitnimmt. Versprich mir, dass ihr nicht so oft Motorradausflüge macht. Okay?“

Wenn Mari Okay sagte, hatte Felix sie besonders lieb, denn sie hörte sich so jung an. „So, und nun können wir meinetwegen Schummeln spielen, bis Doktor Dibbert kommt.“ „Musst du nicht zu ihm hin.“ „Nein, er macht einen Hausbesuch, damit ich in seiner Praxis niemanden

anstecke. Wenn ich tatsächlich die Schweinegrippe habe.“ „Kannst du ja gar nicht haben, weil du doch gar kein Schwein bist, Marilein.“ Felix musste selbst lachen, und er sah, dass ein buntes Konfettifeuerwerk um ihn herum explodierte. Schade, dass Mari es nicht sehen konnte. Sie lag unter einer altrosa Wolldecke und in einen matt silbrigen Schein gehüllt auf ihrem Sofa. Links, wo ihr Herz schlug, hatte sich Lady, die mausgraue Katze angekuschelt, die Tante Babette aus dem Tierheim geholt und für eine Weile bei Mari und Felix untergebracht hatte, weil sie in Babettes Garten mehrere Blaumeisen, einen Eichelhäher und schlimmerweise auch eine Nachtigall geschnappt und nicht mal ganz aufgefressen hatte. Sie sollte daher nicht mehr freigängerisch sein und zur Wohnungskatze umerzogen werden. Felix hatte versprochen, sich darum zu kümmern. „Und wenn wir sie mit Vogelfutter füttern?“, hatte er gleich am ersten Tag gefragt und sich für diesen glänzend schlaun Vorschlag einen dicken Kuss von Mari eingehandelt. Voll auf die Lippen.

Seither gehörte Lady jedenfalls zur Kleinfamilie und war so etwas wie die Schwester von Felix und die

Tochter von Mari. Tante Babette war schnellstens informiert worden, dass Lady zum „Stubentiger“ umerzogen und wohl niemals ausgewildert würde. „Stubentiger“ war ein blödes Wort und stammte natürlich von Roger, der mit senfgelber Missmut reagierte, wenn die mausgraue Katze sich zu Mari ins Bett gesellt hatte, solange er noch mit einer Flasche Guinness vorm Fernseher saß. „Kann das blöde Vieh nicht mal woanders pennen“, schimpfte er. „Heute bleibt Lady mal wieder bei mir. Sie schläft so schön ruhig“, sagte Mari immer häufiger. „Irgendwann heißt es aber entweder Lady oder ich“, hatte Roger gedroht. Und was hatte Mari getan? Sie hatte tatsächlich die Wiege vom Boden geholt, in der Felix als Baby gelegen hatte, sie neben ihr Bett gestellt und unter das Katzenkopfkissen mehrere Leckerli ausgestreut, so dass Lady freiwillig in die neue Kattenkoje umgezogen war und Roger freie Bahn gebahnt wurde. Mari war zwar ein wenig traurig, weil Lady bei weitem besser roch als Roger und auch nicht so schnarchte wie er. Aber da ihr Ex Theo eben ihr Ex war und sie einen besseren als Roger noch nicht gefunden hatte, richtete sie sich momentan so ein.

DER GRAUE THEO

Eine Frau hat eben gern einen Mann, und wenn sie keine echt bessere männliche Hälfte fand, begnügte sie sich eben für eine Weile mit einer eher schlechteren Hälfte. Das hatte Tante Babette Jo erklärt, dem besten Freund von Mari. Der hatte nämlich gemäkelt, dass Roger niemals der Richtige für Mari sein könnte, nachdem sie doch so viele Jahre den wunderbaren Theo gehabt und mit dem wunderbaren Theo auch auch den wunderbaren Felix in die Welt gesetzt hatte. „Aber wo ist denn der so wunderbare Theo jetzt“, hatte Tante Babette gefragt. „Weder für Mari da noch für Felix, oder?“ „Weiß ich auch nicht“, hatte Jo gesagt, „aber

vielleicht kommt er ja wieder.“ Das glaubte Jo jedoch selber nicht.

Dass wegen Lady und Jo und Tante Babette und Roger das Thema Theo ins Gespräch kam, gefiel Felix eigentlich gar nicht. Wie oft hatte er sich darüber Gedanken gemacht, warum sein Vater, den er insgeheim den grauen Theo nannte, abgehauen war. Na ja — abgehauen war vielleicht nicht das richtige Wort. Aber zu Hause war er auch nicht mehr. Weil er eine Ausländerin kennengelernt hatte. Sagte Mari. Kennengelernt? Ja und? Na ja, er hat sich in die Ausländerin auch verliebt. Er liebt mich und dich, hatte Mari gesagt, aber in die Ausländerin ist er eben verliebt. Auch weil die so toll singen kann. „Was bedeutet eigentlich verlieben?“, wollte Felix wissen. „Das ist schwer zu erklären. Fast gar nicht. Das muss man erleben, aber auch dann kann man es nicht erklären. Auf jeden Fall machen Verliebte seltsame Sachen und kommen auf komische Ideen. Du wirst es eines Tages bestimmt auch erleben. Dann können wir darüber reden.“

Felix fiel ein, wie es gewesen war, als Mari ihm zum ersten Mal von Theos Ausländerin erzählt hatte. Sie saß damals am Klavier, und Felix klebte auf ihrem Schoß. Er

war vier gewesen. „Warum ist Papa T. schon so lange nicht mehr hier bei uns, sondern weg?“ „Weil Theo im Moment lieber mit dieser Ausländerin zusammen sein möchte, auch weil sie Ausländerin ist und deswegen interessant.“ „Sind wir denn nicht interessant?“, hatte Felix gefragt. „Das sind wir, aber wohl nicht ganz so.“

Damals zwischen vier und halb fünf hatte Felix jeden Abend in sein Kopfkissen geweint, bis es neu bezogen werden musste. Papa T. fehlte ihm ganz fürchterlich. Mari hatte ihm gesagt, dass der „graue Theo“, sein Vater, den ja nur Felix so nannte, schon ziemlich lange nicht mehr zusammen mit der Ausländerin in Hamburg war. „Die blöde Gans“, hatte Mari gesagt, „kann ja leider so gut singen, dass sie eine Europa-Tournee gemacht hat. Und Theo hat sich natürlich eingeklinkt. Ist wie so’n Hündchen an der Leine mitgedackelt.“

Felix wollte wissen, ob Papa T. auch Artikel über die Ausländerin geschrieben hatte, denn das war doch sein Beruf. Über Pop und Rock und Jazz und sowas Artikel zu schreiben. „Hat er, aber jetzt schon lange nicht mehr, glaub ich. Außerdem sind sie beiden jetzt in Amerika, in New York, wo die Ausländerin herkommt.“ Felix dachte nach.

„Kann ich denn nicht auch mal nach Amerika, um Papa T. zu besuchen. „Ganz kurz, damit ich Theo endlich wiedersehe. Oder bin ich zu klein?“

„Ja, das bist du“, hatte Mari gesagt. „Und ich kann mir auch vorstellen, dass Theo und seine Ausländerin nicht gestört werden möchten. Da drüben in den Staaten, in New York. Ich muss aber sagen, Theos Ausländerin ist gar nicht so übel. Sie hat mir einen Brief geschrieben, natürlich auf Englisch. Und darin sagt sie, sie wollte uns Theo nicht wegnehmen, aber Theo ist zu ihr gekommen und er hat sie nicht in Ruhe gelassen und irgendwie ist er auch der Richtige.“ „Und für uns? War er da der falsche?“, fragte Felix. „Nein, bestimmt nicht“, versicherte Mari. „Aber vor einem Jahr war er für mich auch nicht mehr der einzig richtige Richtige. Er schickt uns jetzt aber Geld, das muss man ihm lassen.“ „Aber wenn er nicht der richtig Falsche ist, kommt er ja vielleicht irgendwann doch mal wieder zu uns zurück“, sagte Felix hoffnungsvoll. „Dein Freund Jo hat gesagt, das kann angehen.“

„Vielleicht will ich ihn ja gar nicht wiederhaben“, sagte Mari. „Aber vielleicht könntest du ihn und seine Ausländerin ja mal besuchen, wenn du größer bist. Sagen

wir mal, wenn du zehn bist. Bevor du auf die Oberschule kommst.“ „Aber ich kann nicht Englisch sprechen.“ Mari musste grinsen. „Das kann Theo auch nicht soo gut. Ich möchte gern mal Mäuschen sein“, sagte Mari, „und lauschen, wie Theo und die Ausländerin sich unterhalten. „Vielleicht küssen sie sich ja nur“, gab Felix zu bedenken. „Kann schon sein“, sagte Mari. Es klang traurig, und dunkelviolette Schleier umspielten ihren Kopf.

Detlef, der Dentist

Mari war kurz bei Babett und Felix schreckte aus dem Schlaf, weil das Telefon klingelte. Ist doch egal, dachte er, der oder die kann doch morgen wieder anrufen. Er sah auf seine kleine rote Weckeruhr, auf der sämtliche Zeiger hinter die Zwölf geklettert waren.

Das Klingen hörte nach einer Weile auf, und Felix fing an, sich in den Schlaf zu zählen, wie Herr Adam ihm beigebracht hatte. Vierunddreißig, fünfunddrei ... Schon schrillte das Festnetztelefon aufs Neue. Und das so ausdauernd, dass Maris AB ansprang. Der AB, das war der Anrufbeantworter, der ja gar keine Anrufe beantwortete, sondern sich nur merken konnte, was jemand nach dem Piepton als Nachricht hinterließ. Felix und Mari hatten zusammen eine Messitsch aufgezeichnet: „Felix und seine Mutter Mari sind nicht da, möchten aber gerne wissen, wer

angerufen hat. Also sich bitte nach dem Piepton vorstellen.“

„Hier ist Detlef. Namaste. Komm gerade nach 'ner Ayurveda-Kur aus Kerala zurück und wollte mal mit Marianne über alte Zeiten plaudern. Bin nur ein paar Tage in Flensburg. Ich weiß, dass schon spät ist, aber ich kann wegen dem Jetlag nicht schlafen. Okay, ich melde mich dann morgen wieder. Shubh raatri.“